

Milchkühe können bis zu 20 Jahre alt werden. Olga war fast zehn, als sie zum Schlachter kam. Die meisten Kühe der Habbenas aber sind nicht einmal sechs Jahre alt, und damit liegen die Habbenas noch weit über dem Durchschnitt. Die typische deutsche Hochleistungskuh stirbt jung. Sie wird gerade mal zwei oder drei Jahre gemolken und dann geschlachtet. Meistens, weil sie krank ist. Die Tiere leiden an Euter- und Klauenentzündungen, an Stoffwechselkrankheiten und Fruchtbarkeitsstörungen.

**A**uf der Suche nach den Gründen dafür, warum die wertvollen Milchkühe so früh kollabieren, bin ich auf Holger Martens gestoßen. Der emeritierte Professor für Tiermedizin an der Freien Universität Berlin hat genau diese Frage untersucht. Er hat sich durch Berge von Studien und Statistiken gearbeitet. Seine Erkenntnis: Es ist kein mysteriöses Virus, was die Kühe tötet, keine seltene Krankheit. Es ist schlicht die Strapaze. Die Tiere sind dem Leistungsdruck nicht gewachsen.

Moderne Milchkühe bewegen sich wenig. Sie gehen ein paar Schritte, sie liegen viel, ihr Futter müssen sie nicht suchen. Sie führen ein scheinbar müheloses Leben. Die Anstrengung findet unsichtbar statt. Eine Kuh, die Milch erzeugt, ist ein Kraftwerk mit unsichtbaren Energieströmen, Tag für Tag fließen 20 000 Liter Blut durch ihr Euter.

Wenn eine Hochleistungskuh das erste Mal besamt wird, ist sie noch keine anderthalb Jahre alt. Sie muss ein Kalb gebären, sonst springt das Kraftwerk nicht an. Die Milch ist ja für ihr Junges bestimmt. Der Mensch bekommt die Milch nur deshalb, weil er kein Kälbermaul an ihrem Euter saugen lässt, sondern eine Melkmaschine.

Ein Kalb trinkt sechs bis acht Liter Milch am Tag, dann ist es satt. Diese Menge erzeugt eine Kuh ohne großen Aufwand.

Die Kuh kann aber noch viel mehr Milch produzieren, wenn sie muss. Sie greift dann auf ihre Reserven zurück. Das ist eine besondere Gabe der Evolution: Die Kuh schafft es, mehr Milch herzustellen, als sie an Energie in Form von Futter zu sich genommen hat. Die Kuh ist eine Supermutter. Sie wandelt ihr Fettpolster, zur Not sogar ihr Muskelfleisch in Milch um, sie gibt alles, damit ihr Nachwuchs überlebt.

In der Natur war dies selten vonnöten. Die modernen Melkmaschinen jedoch sind hungriger als das hungrigste Kalb. Sie saugen so viel Milch ab, wie sie kriegen können, in der milchreichen Zeit bis zu 60 Liter am Tag.

Auch unsere Olga gab mehr Milch, als ihr Kalb hätte trinken können. Sie hielt das aus, sie hatte genug Reserven. Die modernen Hochleistungskühe aber bauen kein Fett und kaum Muskeln auf. Ihre Euter sind so gezüchtet, dass sie schneller zu melken sind, als jedes Kalb saugen kann. Die gesamte Kraft der modernen Kuh fließt in die Milchproduktion.

Bis keine Kraft mehr übrig ist.

Es ergeht der Hochleistungskuh nicht anders als manchen überarbeiteten Managern. Am Ende bricht sie zusammen. Burn-out. Der ausgebrannte Manager kommt in die Rehaklinik. Die Kuh kommt zum Schlachter.

In der Nacht vor meinem Besuch kamen bei den Habbenas drei Kälber zur Welt. Sie liegen auf Stroh in kleinen Plastikboxen, jetzt bekommen sie zum ersten Mal Milch. Allerdings nicht von ihren Müttern. Die verletzlichen Kälbchen an die Euter zu lassen würde den Betrieb aufhalten. Also kriegen sie mit Wasser angerührtes Milchpulver aus einem Nuckeleimer. Obwohl der Gummisauger des Eimers die Form einer Euterzitze hat, verstehen die Kälber nicht recht, wie das geht mit dem Trinken. Man muss sie gegen ihren Willen zum Eimer schieben.

Die modernen Milchbetriebe produzieren ständig neue Kälber. Denn eine Hochleistungskuh wird nach jeder Geburt neu besamt, das hält die Milchleistung hoch. Bringt sie ein weibliches Kälbchen zur Welt, wird es ein ähnliches Leben führen wie seine Mutter. Mit den Bullenkälbern dagegen kann der Bauer nicht viel anfangen.

Früher, zu Olgas Zeiten, waren die Bullenkälber beinahe so wertvoll wie weibliche Kälber. Die Landwirte mästeten sie, bis sie groß und kräftig waren, etwa eineinhalb Jahre lang. Ein Bullenkalb, das war die Erwartung von Sonntagsbraten, das war ein Versprechen auf ein Jahr lang Fleisch für eine große Familie. Heute ist das anders: eben weil die modernen Rinder so extrem auf Milchleistung optimiert sind. Man kann kleine Bullen mästen, soviel man will – sie nehmen trotzdem kaum zu. Vor allem nicht im Wettbewerb mit den Kälbern der sogenannten Fleischrassen, die es heute natürlich auch gibt. Diese Rassen liefern kaum Milch, aber sie werden sehr schnell sehr kräftig. Das ist dann effiziente Fleischerzeugung.

Bei den Kälbern der Milchrasen ist es so: Ohne Euter haben sie keinen Wert. Die kleinen Bullen sind überflüssig.

Es ist wie mit den Hühnern aus der Massentierhaltung. Da kann man die männlichen Küken zu nichts gebrauchen, sie werden ja später keine Eier legen. Weshalb in Deutschland jedes Jahr schätzungsweise 50 Millionen Küken gleich nach dem Schlüpfen geschreddert oder vergast werden. Die nordrhein-westfälische Landesregierung wollte dies verbieten, aber die Brütereien haben dagegen geklagt. Vor wenigen Wochen gab ihnen das Oberverwaltungsgericht Münster recht: Küken zu schreddern verstöße nicht gegen das Tierschutzgesetz.

Das Töten von Kälbern nach der Geburt dagegen bleibt in Deutschland verboten. Agrarfirmer haben inzwischen eine technische Lösung für das Problem entwickelt: Sie bieten sogenanntes gesextes Bullensperma an, das einen Überschuss an weiblichen Spermazellen enthält. Doch der Kauf dieses Spermas ist teuer und führt nicht immer zum Ziel, weil es nicht möglich ist, alle männlichen Zellen auszusortieren.

Ein Bauer, dessen Milchkuh einen kleinen Bullen zur Welt bringt, kann nur versuchen, ihn an



Christian Nieman  
des »Immer mehr« au  
tierfrei

einen Mastbetrieb zu verkaufen. Aber die Mäster zahlen für die mageren Tiere mitunter nicht einmal 20 Euro. Manchmal, wenn das Kalb besonders klein oder schwach ist, kann der Bauer froh sein, wenn er überhaupt Geld dafür bekommt.

Ein Milchbauer, der gut für schwache Bullenkälber sorgt, handelt also oft gegen seine ökonomischen Interessen. Deshalb hört man immer wieder Gerüchte, wonach neugeborene Bullen in Deutschland getötet werden. »Das ist ethisch nicht vertretbar«, sagt der Milchbauer Peter Habbena in Ostfriesland. Und fügt hinzu, er glaube, dass es dennoch Landwirte gebe, die sich um ihre männlichen Kälber »nicht ausreichend kümmern«.

Gesicherte Informationen zum Schicksal der Kälber finden sich kaum. In Mecklenburg-Vorpommern, wo große Agrargenossenschaften oft mehr als tausend Kühe halten, kam vor einigen Jahren ans Licht, dass in manchen Betrieben mehr als jedes vierte Kalb starb. Die Landesregierung ordnete eine Untersuchung an. Ergebnis, ganz lapidar: Die Betriebe hätten zu wenig Personal. Ich kann mir, bei aller Verhörung, nicht vorstellen, dass Bauern ihre Kälber tatsächlich absichtlich sterben lassen. Doch der Systemfehler bleibt: Die männlichen Kälber bringen oft weniger Geld ein, als ihre sorgfältige Aufzucht kostet. Das unterscheidet Tiere von Maschinen. Tiere lassen sich nicht ohne Nebenwirkungen optimieren.

**I**ch habe über das kurze Leben der Kühe und ihrer Kälber ein Buch geschrieben. Es ist vor einem Jahr erschienen und heißt *Die Wegwerfkuh*. Der Titel hat viele Landwirte empört. Eine Fachzeitschrift lehnte eine Anzeige meines Verlages als »Zumutung« ab, und eine Landvolk-Hochschule, in deren Räumen ich eine Lesung halten sollte, drohte mir mit Hausverweis. Gleichzeitig luden mich Milchbauern von Östereich bis zur Ostsee ein, um mit mir über meine Kritik zu diskutieren. Offenbar hatte ich eine Entwicklung beschrieben, die den Bauern inzwischen selbst unheimlich geworden ist.

Peter Habbena formuliert das so: »Wenn es nur noch um Geld geht, dann ist das nicht mehr der Beruf, den ich ausüben möchte.« Aber was bleibt ihm übrig? »Mein Banker sagt, pro Kuh musst du 9000 Liter Milch im Jahr abliefern. So berechnet der, ob ich meinen Betrieb im Griff habe.«

In Wahrheit hat längst der Banker die Habbenas im Griff.

Die vermeintliche Effizienz ihrer Höfe hat die Bauern nicht reicher gemacht. Im Gegenteil, sie hat zu einer absurden Lage geführt: Die Hochleistungskühe geben so viel Milch, dass sie davon krank werden. Mehr Milch als je zuvor. Mehr Milch, als die Deutschen trinken können. Mehr Milch, als sich in Form von Joghurt, Käse und Butter verkaufen lässt. Mehr Milch, als der Markt aufnehmen kann.

Also passiert das, was immer passiert, wenn auf einem freien Markt das Angebot größer ist als die

Nachfrage: Die Preise fallen. Und fallen. Und fallen. Und die Bauern, die ja nicht einfach aufhören können zu melken, denn die Kühe sind ja da, die Euter sind ja voll, verdienen mit ihrer Milch kein Geld mehr. Im Gegenteil, die Produktionskosten sind längst höher als die Erlöse. Ein durchschnittlicher Bauer macht mit jedem Liter Milch, den ihm seine Kühe liefern, mehr als zehn Cent Verlust. Die Bauern verlieren also jeden Tag Geld. Dabei müssen sie den Banken eigentlich dringend Geld zurückzahlen.

Peter Habbena und sein Bruder zum Beispiel haben in den vergangenen Jahren Kredite in Höhe von einer Million Euro aufgenommen. Für den neuen großen Stall, für die neuen Maschinen, für den »20er swing-over side-by-side Melkstand«, für ein neues Entwässerungssystem. Sie haben sich verhalten wie gute Unternehmer: Sie haben sich mit Wirtschaftsberatern getroffen und auf deren Empfehlung hin investiert.

Was die Berater nicht vorhergesehen haben: Bei diesen niedrigen Milchpreisen wirft die Investition keine Rendite mehr ab. Wie sollen die Habbenas jetzt ihre Schulden begleichen? Inzwischen nehmen sie schon neue Kredite auf, um die laufenden Kosten zu decken. Die Schulden steigen immer weiter.

Der Bauernhof ist das älteste Unternehmen der Welt. Aber den Habbenas ergeht es wie einem Start-up, das einem falschen Geschäftsmodell aufgesessen ist. Sie stecken in der Schuldenfalle.

Habbena steht vor seinem Stall. Er schaut auf seine Kühe, Nummer 1 bis 200: »Wenn deine Familie 500 Jahre lang einen Hof aufgebaut hat, und du bist die Generation, die den Betrieb aufgibt – das hat was mit Versagen zu tun.«

In diesem Moment kommt Pepa angestürmt, eine große dunkle Münsterländer-Hündin, die so heftig mit dem Schwanz wedelt, dass sie fast umfällt dabei. Sie ist so aufgeregt, als hätte sie ihr Herrchen seit Wochen nicht gesehen, dabei ist sie nur um den Stall gelaufen. So einen Hund braucht man wohl, denke ich, wenn man von trüben Gedanken geplagt wird.

An jedem Morgen steht Peter Habbena um halb sechs auf. Er melkt die Kühe, dann frühstückt er und verschwindet bis zwei Uhr wieder im Stall. Eine halbe Stunde Mittagessen mit seiner Frau und den beiden Töchtern, danach geht es weiter. Kälberboxen ausmisten, Klauen pflegen, Tränkebecken reparieren, Zäune flicken. Habbena kommt auf zwölf Stunden Arbeit am Tag, und sein Jahr besteht aus 365 Arbeitstagen, Kühe machen ja keinen Urlaub. »Auch nachts kommt er nicht mehr zur Ruhe«, sagt seine Frau über ihn. »Was ihn rettet, das ist, dass er seine Arbeit gern macht. Wenn Melken ist, ist Melken. Dabei kommt er runter.« Doch mit jedem Monat, in dem der Milchpreis nicht anzieht, steigt der Druck.

Nicht nur die Kühe sind vom Burn-out bedroht. Die Bauern sind es inzwischen auch.

Peter Habbena wirtschaftet nicht einfach allein vor sich hin. Tagsüber, bei der Arbeit, hat er ständig die Freisprechanlage am Kinn. Er steuert den Trecker – und berät sich dabei mit seinen Kolle-



stem  
Hof soll